

Wir müssen ärmer werden

Alle wissen es: Wir produzieren zu viel, konsumieren zu viel, schmeissen zu viel weg. Aber wie ändern wir das? Unsere Autorin hat mit Menschen gesprochen, die vielleicht eine Antwort haben.

TEXT ANITA BLUMER

ILLUSTRATIONEN CAROLINA MOSCOSO

Im Dorf, in dem meine Mutter lebt, gibt es ein paar Apfelbäume, deren Früchte offenbar niemanden interessieren. Die Äpfel bleiben bis im Winter am Baum hängen oder fallen runter und verfaulen. Auch in unserem Quartier in Zürich gibt es einen solchen Baum, an dem ich mich im Spätsommer gerne bediene, denn die Äpfel schmecken tausendmal besser als die aus dem Laden.

Ist es nicht sinnvoller, ungespritzte Äpfel gratis aus Nachbars Garten zu pflücken, als Äpfel, die je nachdem von weit her kommen und Pestizidrückstände enthalten, im Laden zu kaufen? Dennoch macht das kaum jemand. Der Überfluss, in dem wir nun schon seit einigen Jahrzehnten leben, hat seine eigene Logik.

Es ist schon fast ein Smalltalk Thema: der Überfluss. Von allem gibt es zu viel. Zu viel Zeugs, das sich in unseren Wohnungen sammelt, zu viel in den Läden, zu viel Müll. Es dürfte keine T-Shirts für 9.90 Franken zu kaufen geben und kein Poulet-Cordon-bleu aus Brasilien für 2.90 Franken und

auch keinen Flug nach Barcelona für 74 Franken.

Niemand bestreitet, dass eine solche Wirtschaft die Umwelt schädigt und die Produkte entwertet und entwürdigt. Der Überfluss ist gleichzeitig Mainstream und Tabu. Denn während alle beklagen, dass wir zu viel konsumieren und zu viel wegwerfen, trauen sich Politiker:innen nicht dafür zu werben, dass das Zeitalter des Wohlstandes, wie wir ihn heute kennen, zu einem Ende kommen muss.

Entscheidungsfreiheit als Stress

Ich glaube, dass das gegenwärtige Übermass an Konsum uns Menschen viel Zeit, Geld und Nerven kostet. Immerzu müssen wir uns entscheiden: Welcher Kinderwagen für das Baby? Wohin in die Ferien? Airbnb oder Hotel? Und welches E-Bike? Oder doch ein herkömmliches Fahrrad?

Es gibt Leute, denen fällt das schwerer als anderen. Meine Schwester kann Stunden in einem Laden verbringen, weil sie sich nicht zwischen zwei Paar Schuhen entscheiden kann. Natürlich ist das ein Luxusproblem. Da nun aber unsere luxuriöse Lebenswei-

se viel Schaden anrichtet auf der Welt, sollte sie uns wenigstens glücklich machen. Tut sie das?

Das will ich die slowenische Philosophin und Soziologin Renata Salecl fragen. Ich erreiche sie per Videoanruf in der Nationalbibliothek in London, wo sie für ihr neues Buch recherchiert. Sie sagt: «Je näher wir der Erfüllung unserer Träume kommen, desto weniger attraktiv werden sie».

Renata Salecl hat ihre Kindheit und Jugend im kommunistischen Jugoslawien verbracht. Sie weiss, was es heisst, mit wenig zu leben. «In den Achtzigerjahren hatten wir 2000 Prozent Inflation. Konsum war sehr limitiert. Es gab kaum etwas zu kaufen, aber es gab durchaus Vergnügungen. Das Verlangen nach den Konsumgütern der kapitalistischen Welt war enorm. Nie war ich als Konsumentin glücklicher als damals, als ich meine erste Jeans in Italien kaufte», erzählt die 60-jährige Professorin, die an der School of Law am Birkbeck College an der Universität London unterrichtet.

Was im kommunistischen Jugoslawien der Siebzigerjahre heiss begehrte Ware war, ist heute beinahe wertlos.

Zaum zu halten. Die deutschen Medien stürzten sich auf den Fall und stellten die Frage, ob die Aktion rechtlich überhaupt zulässig sei. Doch die meisten Bewohner:innen haben für die Massnahme Verständnis, wie eine Nachfrage der «Zeit» ergeben hat.

Wie viel ist eigentlich genug?

Das stärkste Argument gegen klimapolitische Massnahmen ist, dass der Wohlstand unter ihnen leidet. Gemäss Duden bedeutet Wohlstand, dass man mit allem, was zum Leben notwendig ist, reichlich versorgt ist. Aber wie viel ist «reichlich» – und wie viel wäre genug?

Aus der Glücksforschung ist bekannt, dass materieller Reichtum nur bis zu einem gewissen Grad glücklich macht. Wichtig dabei ist, dass wir materiell derjenigen Gruppe ähnlich gestellt sind, mit der wir uns vergleichen. Ein Bekannter, der wie ich im Glarnerland aufgewachsen ist, erzählte mir, dass er sich als Jugendlicher geschämt habe, dass seine aus der Türkei eingewanderten Eltern ihm keine Snowboardausrüstung kaufen konnten. Was für seine Freunde selbstverständlich war, musste er sich in einem Ferienjob hart erarbeiten. Wäre er in einer Arbeitersiedlung aufgewachsen, hätte er vermutlich anders empfunden.

Weiter hat unser Glücksempfinden viel mit unseren Erwartungen zu tun. Dazu gibt es in Yuval Hararis Bestseller von 2011 «Eine kurze Geschichte der Menschheit» ein fiktives Beispiel. Zwei Menschen werden zu ihrer Zufriedenheit befragt und sind ähnlich zufrieden mit ihrem Leben. Am Tag nach der Befragung hat Person A einen Verkehrsunfall und ist danach querschnittgelähmt, Person B gewinnt ein paar Millionen im Lotto.

Es ist naheliegend, dass Person A in der Zeit nach dem Schicksalsschlag am Boden zerstört ist und Person B mit dem Lottogewinn in absoluter Hochstimmung. Als beide jedoch ein Jahr später wieder befragt werden, sind sie ähnlich zufrieden wie vor dem schicksalhaften Ereignis. In der Zwischenzeit haben sie ihre Erwartungen an ihre neue Lebensrealität angepasst, und die Zufriedenheit hat sich wieder dort eingependelt, wo sie vorher lag.

Die Forderung, Konsument:innen müssten ihre umweltpolitische Verantwortung wahrnehmen, verlagert ein kollektives Problem auf die individuelle Ebene.

Den wissenschaftlichen Unterbau zu dieser erfundenen Anekdote liefern zwei Ökonomen der Universität Basel. Dr. Reto Odermatt und Prof. Dr. Alois Stutzer konnten für ihre Studie Daten von 30'000 Personen aus Deutschland verwenden, die während fünf Jahren jedes Jahr umfassend zu ihrer Lebenssituation befragt wurden und auch dazu, wie sie ihre Lebenszufriedenheit für die Zukunft einschätzen. Die Forscher verglichen nun die prognostizierte Lebenszufriedenheit nach lebensverändernden Ereignissen, wie Heirat, Hauskauf, Kinder, Tod, Krankheit oder Scheidung mit der später tatsächlich empfundenen Zufriedenheit.

Eigentlich war ich mit Reto Odermatt in Basel verabredet, aber aufgrund eines schweren Krankheitsfalls in meiner Familie sitze ich im Spital und wir führen das Gespräch per Videotelefon – auch ich habe es also gerade mit einem lebensverändernden Ereignis zu tun.

Der 38-jährige Ökonom erzählt, dass er sich schon als Student fragte, wie wir gute Entscheidungen treffen. «In der Ökonomie gehen wir grundsätzlich davon aus, dass Menschen wissen, was sie glücklich macht», erklärt Reto Odermatt. Er stellte sich die Frage: Wissen wir es wirklich?

In einer seiner Studien beschäftigt sich Odermatt mit dem lebensverändernden Ereignis Hauskauf. «Generell ergibt unsere Forschung, dass Menschen, die ein Haus erwerben, den positiven Einfluss auf ihre Lebenszufriedenheit überschätzen», sagt Odermatt. Auf dieses Muster stossen Odermatt und Stutzer immer wieder: Ein Lebensereignis hat unmittelbar eine starke Auswirkung auf die Lebenszufriedenheit, aber schon innerhalb von einem Jahr setzt eine Gewöhnung an den neuen Zustand ein. Diese wird kaum antizipiert.

Interessanterweise sind es beim Hauskauf die materiell orientierten Menschen, die den langfristigen Effekt des Hauskaufs überschätzen, während die intrinsisch, also immateriell motivierten Menschen den Effekt realistisch einschätzen. Eine mögliche Interpretation ist gemäss Odermatt, dass für intrinsisch motivierte Menschen soziale Aspekte, wie eine gute Nachbarschaft, mehr Raum und Zeit mit Familie und Freunden, beim Hauskauf im Vordergrund stehen. Diese nutzen sich weniger schnell ab, als wenn beispielsweise der Status wichtig ist.

Wenn dieses Ergebnis zeigt, dass wir systematisch überschätzen, wie glücklich uns materielle Güter machen, dann wäre ein Umdenken nicht nur für die Klimawende, sondern auch für unsere Lebenszufriedenheit vorteilhaft. Reto Odermatt sagt: «Man könnte so weit gehen zu sagen, dass es auch eine Chance ist, wenn wir durch die aktuelle Umwelt- und Klimakrise dazu gezwungen werden, uns darauf zu besinnen, dass der Mensch ein soziales Wesen ist».

Auch dies im Übrigen eine mehrfach belegte Erkenntnis aus der Glücksforschung: Gute Beziehungen zu anderen Menschen sind einer der wichtigsten Faktoren für die Lebenszufriedenheit.

Individualisierte Verantwortung

Seit ein paar Tagen ist der Reissverschluss an meinem Rucksack kaputt. Ich habe den Rucksack vor ein paar Jahren in einem kleinen Laden gekauft. Heute habe ich in diesem Shop angerufen und gefragt, ob sie einen Reparaturservice anbieten. Der Mann am Telefon sagte, dass der Hersteller keine Ersatzteile für seine Produkte anbiete, und wies mich darauf hin, dass es sehr teuer und aufwendig sei,

den Reissverschluss zu ersetzen und es kostengünstiger wäre, einen neuen Rucksack zu kaufen.

Viele Menschen in meinem Umfeld wollen nachhaltig leben, sehen sich aber immer wieder mit Situationen wie dieser konfrontiert: Entweder viel Geld ausgeben für einen alten Rucksack mit neuem Reissverschluss oder weniger Geld für einen neuen, modischen Rucksack. Obwohl ich mir die nachhaltige Variante leisten kann, muss ich mich dazu überwinden.

Es heisst jeder von uns kann als Konsument:in mitentscheiden, in was für einer Welt wir leben wollen. Meine nachhaltigen Konsumententscheidungen sorgen dafür, dass das Bio-Angebot in den Supermärkten immer grösser wird und Änderungsschneidereien wieder ein lukratives Geschäft werden. Die Idee besticht durch ihre Einfachheit und weil ihr der Geist der Demokratie innewohnt.

Dies jedoch nur vermeintlich, denn wie ich schon im Gespräch mit Renata Salecl erfahren habe, geschehen Entscheidungen selten rational. Unsere Konsumententscheidungen werden in erster Linie von ausgeklügelten Marketingstrategien gelenkt und nicht von unseren Überzeugungen. Es gibt ein ganzes Forschungsgebiet, das sich mit dem Verhalten von Konsument:innen auseinandersetzt, mit dem einzigen Ziel, dieses Wissen marketingtechnisch zu nutzen. In den letzten zehn Jahren hat zudem eine Entwicklung stattgefunden, die es Algorith-

men erlaubt, ihren User:innen auf persönliche Vorlieben zugeschnittene Werbeinhalte zu präsentieren.

Unter diesen Voraussetzungen kommt das Konzept der aufgeklärten und verantwortungsvollen Konsument:innen an seine Grenzen. Das merkt man spätestens, wenn man mit Menschen spricht, die aus einem anderen Milieu stammen. Eine Freundin von mir aus Guatemala fliegt mit ihrer Familie mehrmals im Jahr nach Cancún oder Miami, und einmal im Jahr reisen sie nach Europa.

Vor zwanzig Jahren wohnte ich mit ihr zusammen in Guatemala-Stadt in einem kleinen, spartanisch eingerichteten Häuschen. Ihr roter Nissan war rostig und verbeult, und wir wuschen unsere Wäsche von Hand in einem Steinbecken hinter dem Haus. Mittlerweile lebt meine Freundin mit ihrem Mann und den drei Kindern in einem grossen Haus, sie besitzen zwei gepanzerte Autos und genug Geld für besagte Ferien und viele weitere Annehmlichkeiten. Im Leben meiner Freundin sind Armut und Kriminalität weitaus bedrohlicher als der Klimawandel. Wie könnte ich ihr Konsumverhalten verurteilen? Der grössere Teil der Erdbevölkerung hat andere Probleme, als sich um die Rettung des Planeten zu kümmern.

Aber man braucht ja nicht so weit zu blicken, um zu verstehen, dass Konsum sehr unterschiedlich bewertet wird. Viele meiner Verwandten auf dem Land schütteln den Kopf über je-

manden, der kein Fleisch isst oder sogar ganz auf tierische Produkte verzichtet. Mir scheint, dass der Graben zwischen denen, die Verzicht predigen, und denen, die den Komfort verteidigen, immer tiefer wird.

Die Forderung, Konsument:innen müssten mit ihren Kaufentscheidungen ihre umweltpolitische Verantwortung wahrnehmen, nährt diesen Konflikt, weil ein kollektives Problem auf eine individuelle Ebene verlagert wird. So bin ich persönlich schuld an der Katastrophe oder eben der andere.

Die Erzählung der mündigen Konsumentin ist auch für den politischen Diskurs problematisch. Keine umweltpolitische Forderung, die nicht mit dem immergleichen Argument ausser Gefecht gesetzt wird: Ein Verbot von Massentierhaltung? 94 Prozent der Konsument:innen kaufen lieber Fleisch aus konventioneller Haltung. Ein Pestizidverbot? Die Konsument:innen können ja Bioprodukte wählen. Himbeeren im Winter? Die Konsument:innen wünschen es sich nun mal so. Der Verweis auf vermeintlich freie Konsumententscheidungen erschwert staatliche Eingriffe in ein System, das dabei ist, sich selbst zu zerstören. Es ist, wie Renata Salecl es in ihrem Buch beschrieben hat. Wir haben die Ideologie der Entscheidungsfreiheit so sehr verinnerlicht, dass jedes Problem – und sei es die Zerstörung des Planeten durch eine globale, auf Gewinnmaximierung ausgerichtete Wirtschaft – individualisiert

PLANEN SIE IHRE ZUKUNFT!

+0,5% zusätzliche Zinsen auf Ihre Ersparnisse mit einem Vorsorgekonto Epargne 3


AVANTAGESERVICE.CH



wird: Jede:r soll seinen Beitrag leisten, um die Welt doch noch zu retten.

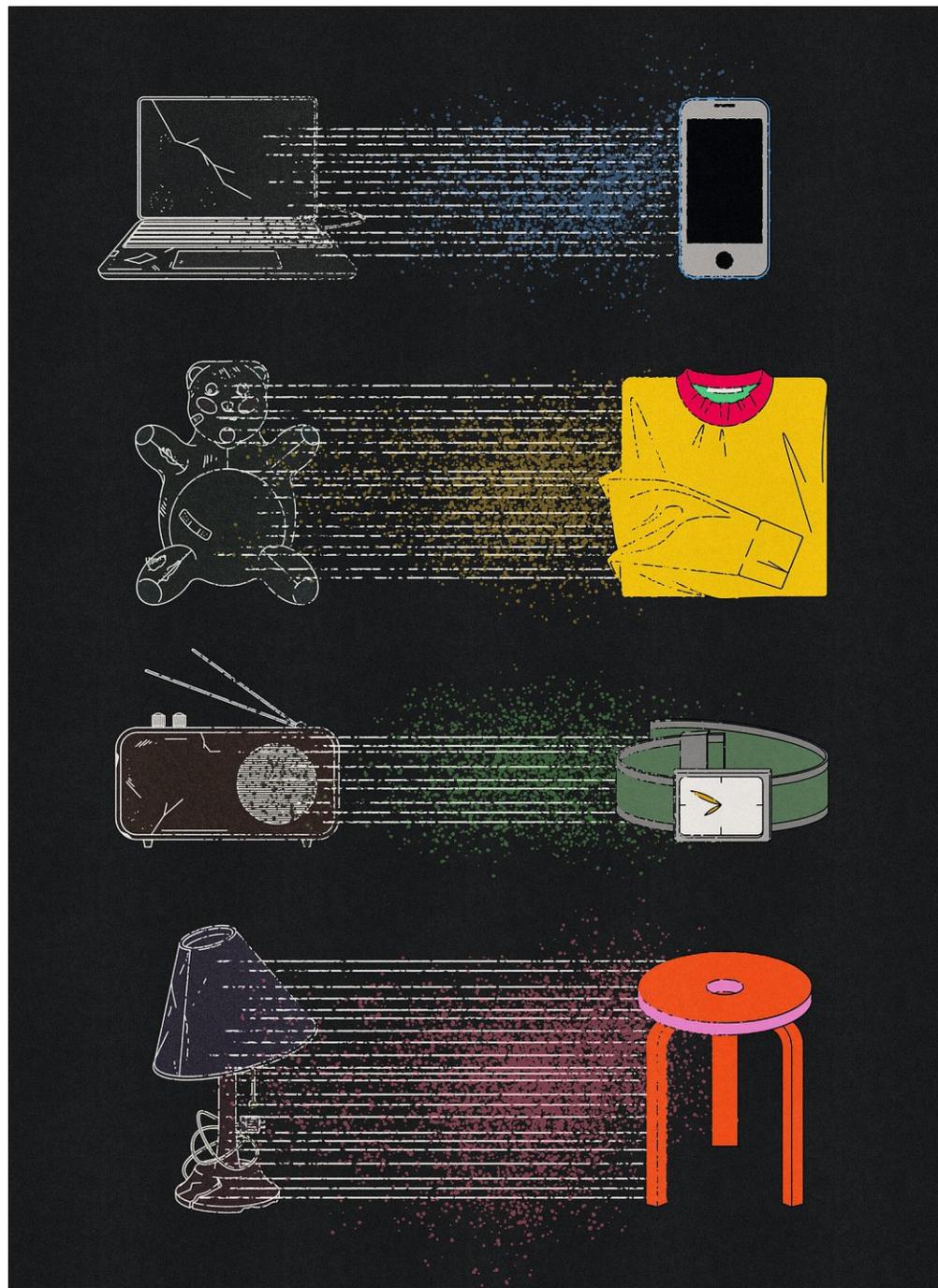
Das heisst aber nicht, dass mein persönliches Engagement keinen Einfluss hat. Die gute Nachricht ist: Bürgerbewegungen und Einzelkämpfer:innen, die mutig voranschreiten, wie etwa Greta Thunberg und andere Aktivist:innen können tiefgreifende Veränderungen anstossen. Für ihre Studie über gewaltfreien Widerstand hat die amerikanische Politikwissenschaftlerin Erica Chenoweth 323 Proteste zwischen 1900 und 2006 untersucht. Sie kam zum Schluss, dass der Anteil der aktiven Teilnehmenden einer Bewegung nur mindestens 3,5 Prozent der Gesamtbevölkerung betragen muss, um eine politische Veränderung herbeizuführen.

Der Erfolg der Fridays-for-Future-Bewegung passt zu Chenoweths Ergebnissen. Wir sind soziale Wesen und werden stark beeinflusst von dem, was unsere Mitmenschen machen. Es lohnt sich deswegen immer, aktiv zu werden. Verzicht und nachhaltiger Konsum sind zudem eine Möglichkeit, im Einklang mit den eigenen Idealen zu leben. Das tut der Seele gut, und ja: Je mehr Menschen sich freiwillig für den Verzicht entscheiden, desto eher machen sie doch einen Unterschied.

Aber wir müssen aufpassen, dass das stete Beschwören des individuellen Konsumverhaltens nicht dazu führt, dass der viel entscheidendere strukturelle Wandel aus dem Fokus gerät. Ich ertappe mich oft dabei, wie ich Menschen für ihren Konsum verurteile. Mich moralisch über die anderen zu erheben, ist wahrscheinlich eine Form, mit dem Schmerz über den kaputten Planeten umzugehen. Wir brauchen aber einen positiven Ansatz und Gesetze, die es allen Menschen möglich machen, umweltfreundlich zu leben.

Der positive Kippunkt

Im Kanton Glarus wurde 2006 darüber abgestimmt, ob aus fünfundzwanzig Gemeinden zehn Einheitsgemeinden werden sollen. Die Vorlage war umstritten. Als ein Redner überraschend vorschlug, die fünfundzwanzig Gemeinden in nur drei Gemeinden aufzuteilen, stimmte die Landsge-



Kreislaufwirtschaft ist das Gegenmodell zur Wegwerfgesellschaft. Es bedeutet, Materialien so lange wie möglich in Gebrauch zu halten.

meinde dem Vorschlag zu. Die Idee der drei Gemeinden bestach durch ihre Radikalität und Konsequenz: Wenn schon effizienter werden, dann richtig. Sind es vielleicht manchmal gerade die radikalen Lösungen, die uns eher überzeugen als eine kleine Anpassung hier und dort?

Ich stelle die Frage dem Politologen Lukas Fesefeld, der an der Universität Bern zur Wirksamkeit und Machbarkeit von klimapolitischen Massnahmen forscht. Wir sind zum Mittagessen in einem Quartiercafé in

Zürich verabredet. «Wir wissen durch alle möglichen repräsentativen Umfragen, dass die Bevölkerung vielerorts weiter ist als die Politik», sagt Lukas Fesefeld. Das habe auch mit einer zunehmend risikoaversen politischen Kultur zu tun, die wiederum mit der Professionalisierung in der Politik zusammenhänge. Ein Berufspolitiker sorge sich eher um seine Karriere und scheue deswegen das Risiko, während ein Milizpolitiker tendenziell freier und also auch offener für mutige oder radikale Vorschläge sei.

Fesenfeld hat an zahlreichen Studien zur Umweltpolitik mitgearbeitet und leitet gerade ein Expertenpanel zur Transformation des Ernährungssystems der Schweiz. Er sagt: «Alle unsere Studien zeigen systematisch in eine Richtung, nämlich, dass die Bevölkerung durchaus bereit ist, kostenintensive Massnahmen für Klima- und Umweltschutz zu akzeptieren».

Doch dafür brauche es eine Kombination von Massnahmen, die sowohl Konsumenten als auch Produzenten und Verarbeiter gleichermaßen betreffen, erklärt Fesenfeld. Solche Lösungen werden als wirkungsvoller wahrgenommen und ausserdem spielen da der Fairnessgedanke eine grosse Rolle.

Ein Beispiel: Wenn ich mehr Geld für tierische Produkte zahlen soll, dann will ich sichergehen, dass auch der Detailhändler keine überrissenen Margen auf diese Produkte schlägt und dass die Tiere nach ökologischen und tierfreundlichen Kriterien gehalten werden. Alle Akteure sollen ihren Beitrag leisten.

Wie wichtig das Prinzip der Solidarität für die Klimapolitik ist, zeigt eine Studie des deutschen Verhaltensökonom Armin Falk. Darin sagen über 70 Prozent der Befragten, dass sie bereit sind, sich den Klimaschutz etwas kosten zu lassen. Die gleichen Menschen denken aber, dass ihre Mitmenschen in weniger als 60 Prozent der Fälle bereit sind, dasselbe zu tun.

Dieses Vorurteil verringert wiederum die eigene Bereitschaft, klimafreundlich zu handeln. Anders gesagt: Die Tatsache, dass wir unseren Mitmenschen tendenziell weniger klimafreundliches Verhalten zutrauen als uns selbst, schmälert unser eigenes Potenzial.

Bei umweltpolitischen Massnahmen liege der Fokus sowohl medial als auch individuell schnell auf den Kosten, sagt Lukas Fesenfeld. Verlustaversion heisst die Theorie der beiden Psychologen Daniel Kahneman und Amos Tversky, die besagt, dass der Mensch dazu tendiert, Verluste höher zu gewichten als Gewinne. Es schmerzt mich etwa doppelt so stark, 100 Franken zu verlieren, als dass es mich freut, 100 Franken zu gewinnen.

Um dieser Verlustaversion entgegenzuwirken, sei es wichtig, ausglei-

chende Massnahmen in einen politischen Vorstoss zu integrieren und diese auch zu betonen. Zum Beispiel finanzielle Kompensationen, die gerade für Menschen mit niedrigem Einkommen wichtig seien.

Fesenfelds Studien zeigen aber auch, dass es die Akzeptanz eines Massnahmenpakets erhöht, wenn die Kosten transparent kommuniziert werden. Gleichzeitig muss deutlich gemacht werden, was man für die höheren Ausgaben bekommt, seien es gesunde und nachhaltig produzierte Lebensmittel, sauberes Trinkwasser oder bessere Luftqualität durch weniger Abgase.

Zu der kürzlich abgelehnten Initiative zur Abschaffung der Massentierhaltung sagt Fesenfeld: «Es hätte etwa sinnvoll sein können, neben dem Tierwohl die positiven Effekte im Bereich Klima- und Gesundheitsschutz stärker zu kommunizieren. Auch die Kosten des Nichthandelns – zum Beispiel die bereits heute anfallenden Gesundheitskosten durch Fehlernährung und Antibiotikaresistenzen – hätte man mehr hervorheben können.»

Politisch wäre es zielführender, sagt Fesenfeld, die Verantwortung nicht primär auf der Produktionsseite zu suchen, sondern als gesamtgesellschaftliche Aufgabe zu formulieren, die umfassende politische Lösungswege entlang der gesamten Wertschöpfungskette verlangt. Logisch: Wir müssen das Problem ganzheitlich angehen. Aber wie schafft man das?

Fesenfeld sagt: «Wir reden hier wirklich über einen sehr umfassenden Transformationsprozess. Und das geht nicht mit Einzelmassnahmen und in kurzer Zeit. Um diesen Prozess zu schaffen, müssen alle bedeutenden Interessengruppen zusammenkommen, ihre zentralen Interessenkonflikte begleichen und gemeinsam einen möglichst konkreten Handlungspfad definieren.»

Es braucht eine neue Erzählung

Für das Schweizer Ernährungssystem würde das beispielsweise bedeuten: Der Bauernverband, die wichtigsten Umwelt- und Tierschutzverbände, Konsumenten- und Detailhandelorganisationen und Vertreter:innen der Wissenschaft setzen sich an einen Tisch und diskutieren so lange, bis

sämtliche Interessenkonflikte ausgehandelt sind und sich alle auf verbindliche Massnahmen einigen können. Wenn alle relevanten Akteurinnen die Massnahmen zusammen aushandeln, ist es unwahrscheinlicher, dass diese bei der Umsetzung wieder verwässert oder ausgehebelt werden.

In Deutschland legt das vor einem Jahr verabschiedete Klimaschutzgesetz fest, dass das Land bis zum Jahr 2045 klimaneutral werden muss. Doch die verbindlichen Jahresziele und Emissionsmengen werden von den einzelnen Bundesländern und Sektoren nicht annähernd eingehalten. Das Beispiel zeigt, dass ein Gesetz von einer Mehrheit unterstützt werden muss, um seine Wirkkraft zu entfalten.

Auch Dominik Waser weiss, dass es nicht Lösungsansätze sind, die fehlen, sondern Mehrheiten, die diese unterstützen. Ich treffe den 24-jährigen Klimaaktivisten in einem Zürcher Café. Er ist einer der bekanntesten Köpfe der Zürcher Klimabewegung und sitzt seit Mai dieses Jahres im Gemeinderat der Stadt Zürich. Er engagiert sich an allen Fronten, argumentierte in der Arena für die Pestizid-Initiative, protestierte 2019 mit einem Hungerstreik und lanciert mit dem Verein «Landwirtschaft mit Zukunft» den ersten nationalen Bürger:innenrat, der sich mit dem Thema Ernährung auseinandersetzt.

Der Jungpolitiker sagt: «Wir brauchen eine komplett neue Erzählung, und zwar eine, die für die Menschen fassbar und positiv ist.» Hitze, Trockenheit, Brände, Überschwemmungen, Pandemie und Hungersnöte illustrieren fast bilderbuchartig die Symptome einer globalen Wirtschaft, die natürliche Ressourcen plündert und lebenswichtige Ökosysteme zerstört. Im Moment versuchen Politiker:innen händierend die Symptome dieses Systems zu lindern, während es offensichtlich ist, dass wir ein neues menschen- und umweltfreundliches Wirtschaftssystem brauchen.

Ich erwähne meine These, dass es für Politiker:innen ein Tabu sei, auszusprechen, dass wir Bürger:innen der Industrienationen einen beträchtlichen Teil unseres Wohlstandes aufgeben, also im Prinzip ärmer werden

müssten. Darauf sagt Dominik Waser: «Wir müssen ressourcenärmer werden, das ja. Aber abgesehen davon müssen wir reicher werden.»

Voilà. Es ist die Kernbotschaft der neuen Erzählung: Wir müssen reicher werden. Reicher an Empathie und Gemeinschaft, an Ideen und Visionen.

Viele Menschen seien mit den beiden Systemen Kapitalismus und Kommunismus gross geworden und könnten sich deswegen nicht vorstellen, dass es etwas jenseits dieser Konzepte gebe, sagt Dominik Waser. Umso wichtiger ist es ihm, dass die neue Erzählung kein fertiger Plan ist, sondern aus einem Ansatz besteht. «Wenn wir davon ausgehen, dass wir in den letzten fünfzig Jahren klimapolitisch fast alles falsch gemacht haben, dann kann man jetzt kein perfektes Konzept für die Zukunft erwarten», sagt Waser.

Waser glaubt, dass sich unser Menschenbild ändern muss, das tendenziell negativ geprägt ist. Er erwähnt den Bestseller «Im Grunde gut», in dem der Historiker Rutger Bregman eindrücklich darlegt, wie sich die Vorstellung eines Menschen, der im Zweifelsfall nur seine eigenen Interessen verfolgt, tief in unser Bewusstsein eingegraben hat.

Durch unzählige Geschichten, Medienberichte und – wie sich im Nachhinein herausstellte – willkürliche Experimente wird seit Jahrhunderten suggeriert, der Mensch sei unter seiner zivilisierten Hülle gewalttätig und egoistisch.

Dieses Menschenbild wird zur selbsterfüllenden Prophezeiung, wie man am Beispiel des Umwelt- und Klimaschutzes sehen kann: Wenn ich nicht an das Engagement meiner Mitmenschen glaube, sinkt auch meine Motivation, etwas zu tun. Wenn dann wirklich nichts oder zu wenig geschieht, bewahrheitet sich mein negatives Menschenbild. Gehe ich aber davon aus, dass alle sich engagieren, passiert genau das Gegenteil. Ich beteilige mich eher und gemeinsam bewirken wir eine positive Veränderung.

Bregman sagt, es hätte schon immer «survival of the friendliest» heissen müssen, anstatt «survival of the fittest», und belegt seine These mit Forschungsergebnissen und Geschich-

Könnte es sein, dass gerade die einschneidenden Massnahmen, die nötig sind, um diese Krise zu bewältigen, den Zusammenhalt in der Bevölkerung stärken?

ten darüber, wie Menschen sich im Ernstfall beistehen und unterstützen.

Ich denke daran, wie der Krankheitsfall in meiner Familie dazu führte, dass meine Schwestern und ich, sowie Freunde und Verwandte innerhalb kurzer Zeit alle Ressourcen mobilisierten und wie die gemeinsame Aufgabe wichtiger wurde als die individuellen Bedürfnisse und wie uns das half, den Schock und die Trauer über die Situation zu lindern.

Der Autor und Biologe Jared Diamond schreibt, dass Gesellschaften, die einen starken Zusammenhalt haben, eher in der Lage sind, Krisen zu bewältigen.

Ich frage mich: Könnte es sein, dass gerade die einschneidenden Massnahmen, die nötig sind, um diese existenzielle Krise zu bekämpfen, diese erst fassbar machen? Und dass dann der Zusammenhalt in der Bevölkerung zunehmen wird, weil wir begreifen, dass wir alle im gleichen Boot sitzen und dasselbe Ziel haben?

Vorbild Niederlande

Marloes Fischer hatte eine Karriere als Beraterin und Führungskraft im Bereich Prozessmanagement hinter sich, als sie 2017 begann, sich mit der Idee der Kreislaufwirtschaft zu beschäftigen. Diese besagt, dass Ressourcen so lange wie möglich – am besten endlos – in Gebrauch gehalten werden. Kreislaufwirtschaft ist im Prinzip das Gegenmodell der Wegwerfgesellschaft.

Marloes Fischer stellte fest: In der Schweiz ist zum Thema Kreislaufwirtschaft kaum Wissen vorhanden. Abgesehen von einem Artikel in der NZZ von 2014 fand sie nichts, während ihr Heimatland, die Niederlande, schon 2016 eine Kreislaufstrategie verfasste, mit dem Ziel bis 2050 eine vollständige Kreislaufwirtschaft zu etablieren.

Marloes Fischer kündigte ihren Corporate-Job und gründete den Circular Hub, eine offene Wissens- und Netzwerkplattform für die Kreislaufwirtschaft in der Schweiz. Wir führen das Gespräch im Sitzungszimmer von Circular Hub. Der Tisch ist aus rezykliertem Karton. Draussen lärmt ein Laubbläser. «Das müsste man eigentlich auch verbieten», sagt Fischer und schliesst das Fenster.

Seit der Gründung von Circular Hub gab es zahlreiche unternehmerische Initiativen Richtung Kreislaufwirtschaft. Da sind die reCIRCLE-Boxen, die in der Schweiz täglich 55'000 Einwegschalen ersetzen oder das Start-up RePan, das sich zum Ziel genommen hat, Pfannen neu zu beschichten, von denen in der Schweiz pro Jahr zirka eine Million weggeworfen werden. Oder die in den Niederlanden gegründete Baumaterial Plattform Madaster.

Das Wort «Madaster» setzt sich aus dem holländischen «materiaal kadaaster» zusammen und bedeutet so viel wie Material-Grundbuch. Madaster bietet einen Materialpass für Gebäude an, in dem alle relevanten Informationen zu den verbauten Materialien festgehalten werden. Das ist wichtig, um das Bewusstsein dafür, welche Werkstoffe verwendet werden, zu schärfen. Also genau wie bei anderen Konsumgütern die Frage nach Herkunft, Nachhaltigkeit und Qualität zu stellen.

Der Materialpass gibt auch Aufschluss darüber, wie sich die verwendeten Materialien auf die Umwelt auswirken und welchen finanziellen Wert sie haben. Dadurch verändert sich gemäss Marloes Fischer, die Madaster Schweiz leitet, schon bei der Planungsarbeit das Denken von Architekt:innen und Bauherr:innen – die Verwendung von nachhaltigen und

langlebigen Materialien wird so wahrscheinlicher.

Das klingt mehr nach Sensibilisierung als nach handfester Veränderung, doch für eine Kreislaufwirtschaft ist der Materialpass eine technische Notwendigkeit. Wenn heute ein achtzigjähriges Gebäude saniert oder rückgebaut werden soll, sind aufwendige Abklärungen nötig, um herauszufinden, welche Materialien damals in dem Gebäude verbaut wurden. Schreiben wir heute nieder, wo welche Materialien verbaut sind, haben wir es in achtzig Jahren leichter, diese wiederzuverwerten.

Und das ist entscheidend, denn die Baubranche produziert hierzulande 84 Prozent der Abfallflüsse. Das sind fast 9000 Kilo Bauabfall pro Kopf und Jahr. Zum Vergleich: Die Siedlungsabfälle machen pro Kopf und Jahr 700 Kilo aus. Es ist also der Ort, an dem sich die Kreislaufwirtschaft möglicherweise am meisten lohnt. In den Niederlanden ist Madaster inzwischen so bekannt, dass es als Verb verwendet wird. «Dort kaufen viele Leute ein Haus nur, wenn es einen Materialpass hat. Wenn ich eine Million für ein Haus ausgabe, will ich doch wissen, was da drinsteckt», sagt Fischer.

Sie findet es erstaunlich, wie wenig es uns kümmert, was für Materialien in den Gebäuden stecken, in denen wir so viel Zeit verbringen. «Als ich das erste Mal ein Gebäude betrat, das nach Kreislauf-Kriterien gebaut wurde, war es, als würde ich einen Wald betreten, und zwar nicht wegen den Farben, sondern wegen dem Raumgefühl und der Luftqualität.»

Das Prinzip der Plattform liesse sich auf jedes Konsumgut ausweiten. In einer Kreislaufwirtschaft würde jede Ware, zum Beispiel ein Laptop einen Materialpass erhalten, in diesem wäre auch der Hersteller verlinkt, der sich dazu verpflichtet, das Material nach ein paar Jahren zurückzukaufen oder es vielleicht gar nicht erst verkauft, sondern nur ausleiht. «Die Idee dahinter ist, dass das Material eine Identität bekommt und so nicht zu Abfall wird», sagt Fischer.

Wenn die Lebensdauer von Materialien verlängert und ihr Wert erhalten werden kann, führt das nicht nur dazu, dass kein Abfall entsteht, der die Umwelt belastet, sondern es muss

auch kein neues Material gefördert werden. Kreislaufwirtschaft lohnt sich also doppelt.

Im Kanton Zürich haben die jungen Grünen 2019 die Kreislauf-Initiative lanciert. Der Gegenvorschlag der Regierung, der sogar noch weiter ging als die Initiative, wurde vom Kantonsrat ohne eine einzige Gegenstimme angenommen, was für eine klimapolitische Vorlage schon sehr bemerkenswert ist. Das Zürcher Stimmvolk nahm die Vorlage mit einer phänomenalen Mehrheit von fast 90 Prozent an. Im Abstimmungstext hiess es: «Die Entwicklung hin zu einer Kreislaufwirtschaft ist nicht nur ökologisch sinnvoll, sondern bietet auch ökonomische Chancen. Wenn der Kanton hier vorgeht, kann sich dies positiv auf den Wirtschafts-, Wissenschafts- und Innovationsstandort auswirken.»

Was folgt nach dem Wachstum?

Vorgehen und hoffen, dass andere folgen. Das schlägt auch der kürzlich verstorbene US-amerikanische Ökonom Herman E. Daly in einem in der «New York Times» erschienenen Interview vor. Er bezieht sich dabei auf Nationalstaaten, die zwar durch eine globale Wirtschaft miteinander verbunden sind, aber dennoch ihre eigenen Gesetze machen.

Daly war einer der ältesten Vertreter der Postwachstumsökonomie, die seit Jahrzehnten ein Ende des Wirtschaftswachstums fordert und in verschiedenen Variationen ungefähr folgendes Szenario propagiert:

Durch eine Begrenzung des Ressourcenverbrauchs entstehen neue, innovative Wirtschaftszweige in den Bereichen Recycling, Teilen, Tauschen, Reparieren, Aufwerten und Ausleihen von Gütern. Steuern auf umweltschädliche Produkte oder Verbote führen dazu, dass wir insgesamt weniger, aber auch anders konsumieren. Ressourcenarme Güter, wie Betreuung, Pflege, Gesundheit, Bildung, Natur, Sport und Kultur gewinnen an Bedeutung. Die industrielle Güter- und Lebensmittelproduktion wird zugunsten von kleinräumigen Wirtschaftssystemen zurückgefahren.

Das ist gemäss der Postwachstumslehre nicht nur ökologischer, sondern macht uns auch resilienter, wenn der nächste Versorgungsgeng-

pass droht. Menschen leisten dann nur noch zwanzig Stunden Lohnarbeit pro Woche. In der frei gewordenen Zeit kümmern sie sich um Haus- und Sorgearbeit, bauen selbst Lebensmittel an, verteilen und verwerten diese und widmen sich der Instandhaltung und Reparatur von Dingen. Man könnte auch sagen: Alle dürfen so leben wie der urbane Hipster, der maximal 60 Prozent arbeitet, in seinem Hinterhof Hühner hält und im Küchenschrank eine Sauerteigmutter lagert.

Aber klar: Der Wandel hin zu einer klima- und umweltfreundlichen Wirtschaft birgt viele Unsicherheiten und Herausforderungen. Die Aussicht auf eine Verringerung unseres materiellen Wohlstandes macht Angst. Auch für mich ist die Vorstellung einer Zukunft, in der nicht mehr alles in Hülle und Fülle da sein wird, beunruhigend. Schliesslich kenne ich nichts anderes.

Aber was ist die Alternative? Niemand möchte der nächsten Generation eine unbewohnbare Welt hinterlassen. Weshalb also nicht die unzähligen Chancen betonen, die der Wandel hin zu einer klima- und umweltfreundlichen Gesellschaft und Wirtschaft mit sich bringen kann?

Die Äpfel sind reif

Auf den Hitzesommer folgt ein endloser Herbst. Der Apfelbaum im Dorf meiner Mutter trägt noch immer rotbackige Früchte. Ich kletterte auf den Baum. Haare und Kleider verfangen sich in den vielen kleinen Ästen, und ich verrenke mich ungraziös, um die Äpfel zu greifen. Der Krankheitsfall in meiner Familie hat auch positive Veränderungen in Gang gesetzt, und es besteht Aussicht auf Heilung.

Ich fülle meinen Stoffbeutel und denke daran, was Reto Odermatt sagte: «Vielleicht werden wir in Zukunft unsere Prioritäten neu setzen. Vielleicht sinkt unser finanzielles Kapital, dafür steigt unser Sozialkapital.» DM

ANITA BLUMER ist Regisseurin und Drehbuchautorin und lebt in Zürich.
redaktion@dasmagazin.ch